

Prof. Dr. Gerd Althoff

Warum ist es für die Menschen so schwierig, dauerhaften Frieden herzustellen?

Ansprache in der Gedenkstunde für den Frieden

Volkstrauertag, 14.11.2021, Rathaus Greven

Die Einrichtung des Gedenkens am Volkstrauertag vor rund 100 Jahren am Anfang der Weimarer Republik zielte zunächst darauf, sich der eigenen Kriegsgefallenen ehrend zu erinnern. Unter der Herrschaft der Nationalsozialisten, die den Volkstrauertag in „Heldengedenktag“ umbenannten, trat das schon von den Römern geprägte Motto in den Mittelpunkt, dass es „süß und ehrenvoll sei, für das Vaterland zu sterben.“ Die Veranstaltungen dienten in erster Linie dazu, den Wehrwillen des deutschen Volkes zu stärken. Aber schon 1917 hatte unter dem Eindruck eines Giftgasangriffs im I. Weltkrieg der englische Offizier und Dichter William Owen dieses Motto vom süßen Tod für das Vaterland in einem Gedicht als „the old lie“, die alte Lüge, an den Pranger gestellt, die man ehrsüchtigen Kindern nicht mehr erzählen solle – zunächst hat er damit allerdings keinen durchschlagenden Erfolg erzielt. Erst nach dem 2. Weltkrieg, als erneut die junge Generation Verluste in Millionenhöhe zu verzeichnen gehabt hatte, mehrten sich anlässlich des Gedenkens am Volkstrauertag die Stimmen, die nicht das ruhmvolle Heldentum der gefallenen Soldaten in den Vordergrund stellten, sondern die Gelegenheit nutzten, mahnend die Vorteile des Friedens ins Bewusstsein der Menschen zu rücken.

Die Ausführungen meiner Vorredner auf dieser traditionsreichen Grevenener Veranstaltung, die man im Netz noch lesen kann, lassen diesen Wandel ebenfalls deutlich erkennen. Auch meine Gedanken schließen hier unmittelbar an. Die zunehmende Sorge der Menschen um den Frieden ist leicht dadurch zu erklären, dass die Zerstörungskraft der modernen Waffenarsenale seit 1945 ein Ausmaß erreicht hat, das die Fortexistenz der Menschheit ernsthaft bedroht. Angesichts dieser Lage scheint die Aufrechterhaltung des Friedens nicht nur dringlich, sondern ein existentielles Anliegen der gesamten Menschheit: Nichts ist überholter als das ebenfalls schon antike Motto: der Krieg sei der Vater aller Dinge.

Gibt es aber überhaupt Strategien und Verhaltensweisen, die einen dauerhaften Frieden in der Welt ermöglichen?

Und kann zur Beantwortung dieser Frage der Blick in die Geschichte helfen, die doch voll ist von Kriegen mit stetig steigender Zerstörungskraft - und in der dauerhafter Frieden kaum begegnet?

Die Geschichte bietet immerhin Beispiele, welches Verhalten sich für die Herstellung eines dauerhafteren Friedens in der Vergangenheit als förderlich erwies. Davon soll im Folgenden die Rede sein. Ein Befund ergibt sich aus der Geschichte nämlich sehr eindeutig: Die Fortschritte der Menschheit, so rasant sie auf anderen Feldern sind, waren auf dem Gebiet der Herstellung und der Bewahrung des Friedens nur sehr bescheiden.

Lediglich eine Errungenschaft brachte bisher einen wirklich epochalen Fortschritt: Innerhalb der einzelnen Staaten werden die Bürger seit der Frühen Neuzeit durch Gesetze, Gerichte und Polizei am unfriedlichen Umgang miteinander zumeist erfolgreich zu hindern gesucht. 1495 wurde im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation der „Ewige Landfriede“ ausgerufen, der die uralte Praxis, sein Recht mit Gewalt durchzusetzen, beenden sollte. Von diesem Recht hatte zuvor vor allem der Adel regen Gebrauch gemacht und in seinen Fehden häufig auch die Bevölkerung drangsaliert. Die in dieser Zeit entstehenden Staaten beanspruchten seither das Gewaltmonopol innerhalb ihres Staatsgebietes allein für sich - und setzten es in der Regel auch durch. Dies markiert zweifelsohne einen erheblichen Fortschritt.

Untereinander aber haben sich diese Staaten bis heute auf keinen verlässlichen Weg einigen können, den Frieden herzustellen und zu bewahren. Die Gründung des Völkerbunds nach dem I. und der UNO nach dem II. Weltkrieg waren neben der Fortentwicklung des Völkerrechts die entschiedensten Versuche in diese Richtung. Das geltende Vetorecht der ständigen Mitglieder des UN-Sicherheitsrates, mit dem diese Staaten auch jede Bemühung der UNO um Frieden verhindern können, bietet aber bis heute einen Beleg für die letztliche Erfolglosigkeit der Versuche, souveräne Staaten dauerhaft zum Frieden zu zwingen. Es gibt vielmehr bis heute Interessen, Strukturen und auch Geisteshaltungen, die eher die Option Krieg als den Frieden begünstigen.

Was kann man dann aber aus der Geschichte über den Frieden lernen?

Zu dieser Problematik kann auch ein Mittelalterhistoriker einige Aspekte beitragen, denn schon in dieser Zeit stellten die Eindämmung der Gewalt wie die Bewahrung des Friedens gravierende Probleme dar, auf die man viel Aufmerksamkeit richtete. Das auf den ersten Blick so gewalttätige und „fehdefreudige“ Mittelalter kannte und beachtete nämlich bereits eine ganze Reihe von Regeln, die der Herstellung und Sicherung des Friedens dienten. Und einige der damals erfolgreichen Lösungen des Problems ähneln sehr stark denjenigen, die wir auch heute noch praktizieren.

Ich möchte im Folgenden auf diese doch erstaunliche Ähnlichkeit mittelalterlicher und moderner Praktiken zur Herstellung von Frieden hinweisen.

Friedensschlüsse aller Zeiten, ob sie nun von Staaten, Stämmen, Städten, Clans oder anderen Kleinverbänden von Menschen abgeschlossen wurden, lassen sich nur zwei, aber ganz unterschiedlichen Typen zuordnen: Dem Diktat- oder Siegfrieden auf der einen Seite und dem Verständigungs- oder Versöhnungsfrieden auf der anderen. Beide Typen begegnen uns in den verschiedenen Epochen der Geschichte.

Charakterisiert ist der Siegfrieden durch die starke militärische Dominanz einer Partei, aufgrund der der Gegner nicht nur besiegt wird, sondern auch noch bestraft, demütigt, Vergeltung geübt und Beute gemacht wird, was der Sieger als sein gutes Recht ansieht. Er nutzt seinen Sieg mehr oder weniger gnadenlos aus, indem er den Frieden diktiert. Diesen Typ des Siegfriedens kennen wir schon von den Römern, die erfolgreichen Feldherren Triumphzüge gestatteten, bei denen gefangene Gegner mitgeführt und zum Abschluss getötet wurden.

Dieser Friedens-Typ begegnet aber auch im Mittelalter und der Neuzeit: Erinnerung sei nur an die Demütigung der Franzosen durch die Deutschen nach deren militärischem Sieg 1870/1, die in der Abtretung Elsass-Lothringens und symbolisch in der Ausrufung des 2. Deutschen Kaiserreiches im Spiegelsaal von Versailles ihren Höhepunkt hatte. Tiefer konnte man die französischen „Erbfeinde“, wie man in dieser Zeit sagte, wohl kaum treffen. Diese Provokation fand ihre Retourkutsche in der Demütigung der Deutschen durch die Alliierten 1918/19 beim Abschluss des Versailler Vertrags, der auch einen Siegfrieden darstellte, mit Gebietsabtretungen, Reparationen, Entmilitarisierung des Gegners und der Zuweisung der Allein-Schuld am Krieg an den Verlierer.

Beim zweiten Typ, dem Verständigungsfrieden, setzen alle Parteien dagegen auf nachhaltige Versöhnung, was alles andere als einfach ist. Sie schließen nicht nur Frieden, sondern versuchen mit verschiedenen Mitteln, die Feindschaft zu beenden und in Freundschaft zu verwandeln.

Dieses Ziel ist nicht erreichbar ohne intensive und ehrliche Bemühungen um die Wiederherstellung von Vertrauen, das im vorhergehenden Krieg immer beschädigt oder zerstört wurde. Hiermit ist eines der Haupthindernisse angesprochen, die dauerhaftem Frieden entgegenstehen: Vertrauen beruht in unserem Fall auf der Annahme, der Andere sei gleichermaßen zu friedli-

chem Verhalten bereit wie man selbst. Eine solche Annahme ist bei früheren Feinden sehr gewagt. Die Warnungen vor „blindem“ Vertrauen sind denn auch schon alt: Ein altes Sprichwort sagt: Trau, schau wem!“

Deshalb aber entwickelten schon die Menschen des Mittelalters zur Herstellung von Vertrauen bestimmte Rituale, also festgelegte Verhaltensmuster. Und wir kennen und nutzen einige dieser Muster noch immer und mit ähnlichem Erfolg. Sie scheinen über lange Zeit erfolgreich bewirkt zu haben, auf der Basis von Vertrauen dauerhafteren Frieden zu etablieren. Als erstes Beispiel hierfür rufe ich sehr bekannte Vorgänge aus der Weltpolitik der letzten Jahrzehnte in Erinnerung.

Besondere Intensität erreichten Aktivitäten der Friedensherstellung durch Vertrauensstiftung nämlich bei der Beendigung des Kalten Krieges, die am Beginn der 90er Jahre bekanntlich zur deutschen Wiedervereinigung und zur Auflösung der Sowjetunion und des sog. Ostblocks führten, also zu politischen Veränderungen größten Ausmaßes. Die treffend zunächst als Zeit des „Taufwetters“ bezeichnete Periode nach der Zeit des „Eisernen Vorhangs“ und des „Kalten Krieges“ begann bereits in der Ära Kanzler Willy Brandts, der die deutsche Ostpolitik unter der bezeichnenden Formel „Wandel durch Annäherung“ erheblich forcierte. Diese Annäherung aber vollzog sich auf der höchsten politischen Ebene in ganz ähnlichen Formen, wie ich sie anschließend für mittelalterliche Friedensstiftung beschreiben werde. Ich kann nur einige Höhepunkte der Vorgänge in Erinnerung rufen.

Als bahnbrechend wurde empfunden, dass Kanzler Brandt 1970 am Mahnmahl des jüdischen Ghetto-Aufstandes in Warschau durch sein Niederknien ohne Worte um Verzeihung für die Verbrechen der Deutschen während des 2. Weltkriegs bat. Mit diesem Kniefall nutzte er eine klassische Genugtuungsleistung, die ihre starke Wirkung schon im Mittelalter, wie Sie noch hören werden, aber auch noch im 20. Jahrhundert entfaltete.

Die Folge dieser Annäherung war nämlich eine Intensivierung persönlicher Treffen der führenden Politiker aus Ost und West, die offensichtlich neben den offiziellen Verhandlungen häufiger auch Formen freundschaftlicher Treffen annahm, wie man den Memoiren der Beteiligten wie Berichten der zeitgenössischen Medien entnehmen kann.

So notierte etwa schon Willy Brandt, dass Leonid Breschnew mehrfach und vergeblich versucht habe, ihn, den Bundeskanzler, bei diesen Treffen unter den Tisch zu trinken. Man trank aber nicht nur viel miteinander, sondern geizte auch nicht mit persönlichen Geschenken: Leonid Breschnew erhielt bei einem Treffen auf dem Bonner Petersberg von der Bundesrepublik einen

teuren Mercedes, den er allerdings gleich in den Serpentinaen dieses Petersberges in den Graben fuhr. In Moskau gab es später ein Museum, in dem alle dem mächtigsten Mann der Sowjetunion geschenkten Luxuskarossen ausgestellt waren. Es waren sehr viele,

Die Suche nach dem Friedensschluss, der 1945 nicht stattgefunden hatte, setzte sich dann intensiviert fort in der Ära Gorbatschow/Kohl, als die sich weiter häufenden Treffen der Staatsehefs immer deutlicher persönliche Vertrautheit, ja persönliche Freundschaft aufbauten und diese auch demonstrativ öffentlich machten. Hatte noch die Aufdeckung der Tatsache, dass Leonid Breschnew Willy Brandt bei einem Krimbesuch seine Badehose geliehen hatte, in Deutschland zu großer Irritation geführt: Solche Vertrautheit wie gemeinsames Schwimmen mit einem Kommunistenführer schickte sich für einen Kanzler der BRD nach Meinung vieler in dieser Zeit einfach nicht. Doch wurde wenig später Helmut Kohls Strickjacke, die dieser als demonstratives Zeichen privater Vertrautheit bei Treffen mit Gorbatschow getragen hatte, wie einer Ikone ein Platz im Bonner Haus der deutschen Geschichte zugebilligt.

In der Tat war sie ein Symbol für das persönliche Verhältnis geworden, das die Staatsehefs der früheren Feinde nun verband. Es ist wichtig zu betonen, dass zunächst dieses freundschaftliche und persönliche Verhältnis aufgebaut worden war und erst danach der Durchbruch in den schwierigen Sachfragen gelang.

Entstanden und gewachsen war diese Freundschaft bei einer Fülle von informellen und unkonventionellen Treffen, bei denen die Herstellung menschlicher Nähe – auch durch gemeinsames Essen und – nicht zuletzt - Trinken - der Lösung von Sachfragen vorgeordnet wurde. Man traf sich im kleinen Kreis in Datschen an der Wolga oder im pfälzischen Oggersheim und machte die so erreichte Vertrautheit auch gezielt öffentlich, um die Bevölkerung sozusagen mitzunehmen.

Die Staatsmänner kopierten mit ihrem Verhalten keine vormodernen Vorbilder, von denen sie wohl gar nichts wussten. Sie folgten vielmehr einer epochenübergreifenden Logik, durch freundschaftliche Zuwendung und Bindung zunächst einmal die Voraussetzung dafür zu schaffen, strittige Sachfragen einvernehmlich lösen zu können: Und dazu gehört vor allem Vertrauen, das auf die gleiche Weise erzeugt wurde wie in den mittelalterlichen Beispielen, die ich gleich behandeln werde.

Nicht zufällig registrierten die Protagonisten dieses Durchbruchs zur Verständigung noch in ihren Memoiren als den entscheidenden Moment, dass der Gegenüber sie öffentlich als „persönlichen Freund“ bezeichnete. Gorbatschow und Kohl fanden zueinander in einem privaten

Gespräch über ihre Erlebnisse im zweiten Weltkrieg. Am Ende dieses Gespräch stand eine lange Umarmung, die den Charakter eines Versprechens hatte.

Mit dieser persönlichen Vertrauensbasis gelang es, wie Sie sich erinnern, wirklich weltpolitische Berge zu versetzen. Dieses Beispiel ließe sich leicht durch andere ergänzen: Ich nenne nur den vielbeschworenen Geist von Camp David, mit dem amerikanische Präsidenten Erfolge in internationaler Friedensherstellung erzielten. Ein früheres Beispiel ist der Wiener Kongress am Ende der napoleonischen Kriege zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Diesem Friedenskongress machte man den Vorwurf, er habe nur getanzt und nicht gearbeitet. Die abendlichen Bankette hatten aber gerade die notwendigen Gelegenheiten zu vertraulichen Kontaktaufnahmen und Gesprächen – und damit zur Herstellung von Vertrauen - geboten. Weil solche Zusammenkünfte in Münster beim Westfälischen Frieden im 17. Jahrhundert noch fehlten, da sie an Rangfragen scheiterten, dauerten die dort zumeist schriftlich geführten Verhandlungen fünf Jahre.

Damit komme ich vergleichend zu Beispielen aus dem Mittelalter: Den Versöhnungsfrieden ermöglichte hier eine Folge von Ritualen, also festliegenden Verhaltensmustern, mit denen die Ordnung vor dem Konflikt wiederhergestellt wurde. Hierzu musste sich die rangniedere Konflikt-Partei der ranghöheren zunächst unterwerfen, was in aller Regel durch einen öffentlichen Kniefall geschah, zu dem die Vertreter einer Partei barfuß und in einem Büßergewand erschienen. Die Anleihen beim Verhalten des Sünders in der christlichen Buße sind hier überdeutlich.

Diese zeitlich begrenzte Selbstentehrung, sich barfuß dem früheren Feind zu nähern und zu Füßen zu werfen, war eine Leistung, die Genugtuung geben sollte, weshalb sie öffentlich stattfand. So wurde zum Ausdruck gebracht, dass man sich und alles Seine dem Willen des früheren Gegners unterstellte. „Mache mit mir, was Du willst“, ist die häufiger erwähnte verbale Form dieser Genugtuung, die aber keineswegs der Willkür der anderen Seite unbegrenzte Möglichkeiten eröffnete.

Sie wurde im Verlauf dieses Rituals vielmehr dadurch belohnt, - und das war zuvor vereinbart worden - dass die Gegenseite der Versöhnung zustimmte, auf Strafen weitgehend verzichtete, den oder die anderen vom Boden aufhob und man den Friedenskuss tauschte, sich häufig auch Freundschaft schwor oder die neue Bindung durch Heiraten bekräftigte.

So wandelte man – sozusagen schlagartig - die Verhältnisse von Feindschaft in Verwandtschaft oder Freundschaft um. Das Ritual bewirkte, was es zur Anschauung brachte; das Verhalten aller war ein Versprechen für ihr zukünftige Verhalten. Diese Sicherheit beruhte aber nur auf dem Vertrauen in die Vertragstreue aller. Ein striktes ungeschriebenes Gesetz bestimmte allerdings,

dass solch eine gütliche Beendigung eines Konfliktes nur einmal möglich war. Es sei auch nicht verschwiegen, dass die beschriebenen Bemühungen manchmal scheiterten und der Konflikt schon beim Friedensmahl, das sich an die Unterwerfung anschloss, wieder aufbrach, indem man den früheren Feind bei diesem Mahl heimtückisch umbrachte oder vergiftete. Mit dem Ritual der Unterwerfung wurde die Friedensstiftung nämlich nur begonnen. Es folgten weitere Rituale, die der Festigung der Versöhnung dienten.

Wir hören vor allem von gemeinsamen Mählern oder besser Gelagen (*convivia*), mit denen durch Geschenke, freundschaftliche Kontakte und gelöste Unterhaltung der Grad von Vertrautheit hergestellt werden sollte, die nötig war, um begründet Vertrauen in die neue Beziehung fassen zu können. Diese Gelage dauerten teils mehrere Tage und sie wurden häufiger wiederholt, wobei man auch die Gastgeberrollen wechselte. Man nutzte also zunächst wechselseitige Leistungen der Genugtuung wie Kniefall und Kuss, mit denen man den im Konflikt angerichteten Schaden zumindest symbolisch ausglich, und stellte danach die neue, friedlich-freundschaftliche Gesinnung in lang dauernden und häufiger wiederholten Zusammenkünften demonstrativ unter Beweis. So festigte man das neue Verhältnis. Auf diese Weise baute man das nötige Vertrauen auf, das unverzichtbar zum Frieden gehört: Hierzu brachte man alles auf den Tisch, was Küche und Keller hergaben und geizte auch nicht mit Geschenken. Wichtig vor allem aber war die Erzeugung freundschaftlicher Stimmung, die durch Geselligkeit, maßvolles Scherzen, aber auch durch reichlichen Alkoholkonsum erreicht wurde. Dies gelang sicher leichter, wenn der vorhergehende Konflikt innerhalb ein und derselben Schicht in der Gesellschaft stattgefunden hatte. Das gleiche *Procedere* wurde aber auch angewandt, wenn der Friede mit fremden und heidnischen Feinden, wie den Wikingern oder den Elbslawen, geschlossen wurde.

Das Wichtigste an diesem rituellen Tun aber war, wie gesagt: Das Verhalten in den Ritualen gab ein bindendes Versprechen für das zukünftige Verhalten ab. In den Ritualen des Versöhnungsfriedens wird also schon vor der Neuzeit darauf besonderer Wert gelegt, den früheren Gegner zu überzeugen, dass man von nun an bereit und fähig sei, ein friedlich-freundschaftliches Verhältnis zu pflegen. Frieden bedeutet schon in dieser Zeit also deutlich mehr als nur das Ende der Gewalt. Der Frieden wird mit konkretem Inhalt gefüllt; hierbei helfen die rituellen Verhaltensmuster sehr, die jeweils die friedlich-freundschaftliche Gesinnung der Beteiligten demonstrativ zum Ausdruck bringen.

Dieses hier knapp angesprochene demonstrativ-rituelle Verhalten, das in mittelalterlichen und vormodernen Zeiten vielfach zu beobachten ist, ist damit von frappierender Ähnlichkeit zu dem Verhalten, das die Staatsmänner und -frauen bei der Beendigung des Kalten Krieges im 20.

Jahrhundert erfolgreich praktizierten. Leider haben die Nachfolger der genannten Staatsmänner diese Art und Intensität der Beziehungen nicht mehr erreicht oder besser: nicht mehr angestrebt. Die Konsequenzen erfahren wir nicht erst heute mehr als schmerzlich. Die Strategie des politischen deals, wie sie in den letzten Jahren versucht wurde, erwies sich bekanntlich schnell als Irrweg. Daraus können wir folgendes lernen: Frieden durch Vertrauensbildung verlangt Verlässlichkeit, Glaubwürdigkeit und Einfühlungsvermögen in die Denk-, Gefühls- und Interessenwelt des Gegenübers, um die nötige Nachhaltigkeit zu erreichen.

Überdies ist Vertrauen ein Pflänzlein, das wenig Enttäuschung verträgt. Geschenktes Vertrauen aber ist ein kostbares Geschenk und verlangt unaufdringlich nach einer gleichwertigen Gegengabe. Ist es gefestigt, erlaubt es dauerhafte friedliche Beziehungen. Das erleben wir selbst im Kleinen in unserem Verwandten-, Freundes-, Nachbarn- und Bekannten-Kreis. Ausnahmen bestätigen die Regel. Zwar wirft die Herstellung von dauerhaftem Frieden zwischen Staaten komplexere Probleme auf, aber Strategien der ernstgemeinten Annäherung mittels Vertrauensbildung erbringen auch hier erstaunliche Ergebnisse. Wir sollten uns dies immer wieder bewusstmachen und für uns persönlich als Lehre der Geschichte beherzigen: Den früheren Feind oder Gegner als Freund zu gewinnen, hat sich als der erfolgreichste Weg zum Frieden erwiesen. Das richtige Verhalten bei dieser Eroberung kennen die Menschen denn auch schon seit Jahrhunderten. Es könnte auch uns in vielen Bereichen Richtschnur sein.